

Die kleine Welt

Nr. 16

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Stephan, der Schmied.

Erzählung von Ernst Zahn.

Im Süden stand ein Wald und im Norden stand ein Wald. Zwischen ihnen lag die weiße winterliche Ebene. Eine Straße kam schnurgerade aus dem südlichen Walde heran, und eine Straße lief ebenso gerade hinaus und in den schwarzen Wald im Norden hinein.

Eigentlich war es dieselbe, durch tiefe Madegleise zerschnittene, durch viele schwere Fußspuren zerstampfte, breite und verschneite Straße, aber die Hufeisenschiede, die genau in der Mitte zwischen den beiden Wäldern und den beiden Straßenteilen stand, schnitt sie scheinbar

in zwei gesonderte Stücke. An dem Landschaftsbilde traten mächtig und fast herzbedrängend die beiden Farben, die es trug, ins Auge: Weiß und Schwarz. Es war den ganzen Tag kein anderer Ton darin als diese beiden, diese aber hatten so viel Raum für sich und so viel schwere



Frühling. Nach dem Gemälde von V. Uytterschout.

Ausgeprägtheit, daß sie auf dem Wilde gleichsam lasteten, und die Lieblichkeit, die es vielleicht im Sommer besaß, zu einer düsteren Freudlosigkeit erniedrigten. Da waren die beiden schwarzen Fichtentwälder. Sie standen wie die Rahmen des Wildes zwischen Himmel und Erde. Himmel und Erde waren weiß, ersterer vom Nebel, letztere vom Schnee. Schnee und Nebel waren so bleich, daß sie einen in seiner Fahlheit schmerzenden Schein einander entgegenwarfen. Weiß, aber von den Schatten der Mad- und Fußspuren zerhackt, war die Straße. Auch die Hufschmiede war schwarz und weiß. Schwarz lag das Schindeldach, das der Sturm vom Schnee reingefegt hatte, schmutzigweiß standen die getünchten Mauern darunter. Aus der breiten Tür der Schmiede gähnte einen das Innere an, und der Rauch hatte von der Tür aufwärts am Hause bis unter das Dach hinauf einen Nußklee geschlagen.

Die düstere Landschaft lag still; denn es war Sonntag und die Straße wenig begangen. Still lag auch die Hufschmiede. Nur die Werkstätt gähnte werktätlich; die schloß Stephan, der Schmied, das ganze Jahr nicht. Auch im Innern des Hauses schien kein Leben zu sein; dennoch saßen drei Menschen in der Wohnstube und ein vierter, die Katharina, die Magd, war eben aus dieser Stube nach der Küche gegangen. An dem langen, tannenen, vom Alter dunklen Tisch saßen die drei, Stephan, der Schmied, die Maria, sein Weib, und der blonde Ludwig, sein Bruder. In der düsteren Stube war dieselbe schwere Dede wie draußen über der Landschaft. Trat einer von draußen herein in den kahlen Wohnraum, mußte die seltsame Melancholie, die jene mit diesem hatte, ihn treffen wie ein Schlag vor die Stirn. Da waren die leeren, ruhigen Kalkwände, der schmutzige Fußboden, ein finsterner Ofen, kloßige, dunkle Stühle, der rohe Tisch, eine gleiche Kommode mit einer unfrischen, gehäkelten Decke darauf. Da waren die Menschen, vor denen drei zimmerne Teller und eine dampfende Schüssel standen. Zu Häupten des Tisches saß der Schmied. Er hatte einen starken Stuhl mit harten Armstützen, der ächzte, wenn Stephan sich bewegte; denn dieser war ein Mensch wie Blei. Auf dem hohen, eichenen Leibe saß ein mit schwarzwolligem Haar bedeckter Kopf. Ein ebenso wolliger, dichter, kurzer Bart umstand das Kinn, und Brauen und Schnurrbart standen als schwarze Haarbüschel im Gesicht. Das letztere hatte eine rote wie im Feuer gehärtete Haut, Furchen und Schrammen waren hineingeschlagen, erstere zum Teil in die steinharte Stirn, letztere in die Wangen; eine rote Strieme lief über die derbe, wulstige Nase. Ein Auge war schwarz und blickte unfreundlich, das andere fehlte, über die leere, entzündete Höhlung hing die Haut des halb zugekniffenen Lides.

Der Schmied saß aufrecht. Seine beiden Tischgenossen hatten sonderbar geduckt zu seinen beiden Seiten ihren Platz. Eben jetzt, da die Magd aus der Stube gegangen war, war es still, als fehle allen der Atem. Da rückte Ludwig, der Bruder des Schmieds, unwirsch seinen Stuhl und machte Miene, sich zu erheben.

„Da bleibe ich nicht sitzen,“ stieß er heraus. Sein Gesicht war hell und jung gegen das des anderen, seine Gestalt leichter, biegsamer, sein Wesen abgeschliffener, wie es sich wohl in der Fremde holt. In den Zügen aber ähnelte er Stephan, und Haar und Bart waren dicht gewellt wie beim anderen, nur waren sie blond, schön weißblond.

„Natürlich bleibst,“ sagte der Schmied ruhig und dumpf und kurz, und weil er den schweren Arm hob, den anderen niederzuziehen, setzte der sich wieder. Er saß wie vorher mit gebogenem Rücken und starrte in den Keller. So, den Blick in den Keller geböhrt, saß auch die Maria da. Dennoch stand ihr der schlanke

blonde Kopf gerade aus der schwarzen Galskrause auf, und der Hals, der eine fremde, durchsichtige, blaubleiche Farbe hatte, zeigte eine schöne, nach oben geschwungene Linie; so lag ihre Gedrücktheit nur in der Art; wie sie die Lider schen geschlossen hielt.

Der Schmied nahm die Bibel, die auf dem Tisch lag.

„Lesen willst auch noch!“ sagte der Blonde außer Atem, nach ihm herumfahrend, und wieder stand er halb vom Stuhle auf.

Stephan packte ihn am Handgelenk. „Es wird gehalten wie alle Tage. Wenn Du gegessen hast, kannst Du gehen, vorher nicht!“

Ludwig duckte sich. Es half ihm nichts anderes; er kam wider die Körperwucht des Bruders nicht auf.

An Ruhe und Gewalt beiden überlegen, saß der Schmied über ihnen und begann aus der vergriffenen Bibel zu lesen. Er suchte nicht lange. Mit wenigen Fingerstrichen schlug er auf.

„Da redete Cain mit seinem Bruder Abel. Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Cain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.“

Stephan schloß das Buch, daß es klatschte. „So! — Kurz habe ich es gemacht, he?“ sagte er. Ein eigentümlicher Zug entstellte sein Gesicht noch mehr. Der Unterkiefer schien wie von einem körperlichen Schmerz zu zittern. Dann fuhr er fort: „Es kann einer den Bruder auch erschlagen, ohne daß er ihn anrührt — so — so — geistig erschlagen, he?“

Der Maria liefen zwei Tropfen über das weiße, feine Gesicht und in den Teller. Sie zitterte wie vor Frost oder Angst. Der Blonde packte das spitze Tischmesser. „Jetzt lässest mich gehen, Du!“ stieß er heraus.

Der Tisch trennte ihn von der Tür. Stephan stand auf und trat vor diese. Sein Kopf reichte bis an die Decke der hohen Stube. Seine Schultern waren breiter als die Tür, vor die er sich stellte. „Leg das Messer hin,“ sagte er. Der andere sah zu ihm hinauf und fügte sich. Es war undenkbar, daß er sich wider den Menschen wehrte.

Stephan kam langsam an den Tisch zurück. „Wenn Du gegessen hast, hält Dich keiner mehr,“ sagte er, „aber das muß noch sein, — alles der Ordnung nach.“

So aßen sie darauf ihre seltsame Mahlzeit. Jedes schüttete sich aus der Schüssel seinen Teil in den Teller; Ludwig nahm mit verbissenen Zähnen nicht mehr und nicht weniger als an gewöhnlichen Tagen, der Schmied aß wie immer, nur Maria goß sich nur wenige Tropfen zu und würgte an ihnen. Als sie stumm gegessen hatten, stand Ludwig auf, er zwang ein paar Worte heraus. „Jetzt — jetzt kann ich wohl — jetzt —“ und nahm die Schmiedmütze vom nebenstehenden Stuhl.

Stephan Fausch, der Schmied, wehrte ihm nicht. Auch er erhob sich, nahm das durchlöchernte Schurzfell, das am Boden gelegen hatte, und band das störrische sich um. Der andere trat indessen in die Tür. Dort machte er eine Bewegung nach der Maria hin, und einen Augenblick schien es, als ob auch sie sich ihm zuwenden wollte; aber ebenso plötzlich waren sie wie zwei, welche die Furcht am Stragen packt; die Maria setzte die Teller zusammen, der Blonde trat, ohne zu grüßen, aus der Stube. Gemächlich folgte der Schmied dem Hinausgegangenen.

Im Flur schob Ludwig einen vollen Reisefack an einen Stock und schulterte diesen. Dann ging er mit großen, plumpen Schritten, gerade wie sein Bruder Stephan auch schritt, hinaus. Dieser kam ihm nach über die Haustreppe herab bis an die Werkstatt, in die er einen Augenblick hineintrat. Als er in seinen Werkzeugen hantiert hatte und auf die Schwelle zurückkam, trug er aus alter Gewohnheit seinen großen Hammer

in der rechten Faust. Auf den schwarzen Stiel gestützt, das schwere Eisen in den Schnee gestemmt, stand er und sah dem Bruder nach, der auf der Straße gen Norden dem Walde zugin. Ueber diesem Walde war jetzt ein scharfer, rotgelber Strich wie eine klaffende Wunde in die Eintönigkeit der Landschaft gerissen. Die Sonne ging unter. Der dunkle, starre und reglose Wald stand wie Wand und Wehr drüben auf den Wege des Blondens, über sich den brandfarbenen Streifen, von dem einzelne Wipfel wie aus dem leuchtenden Grunde herausgefäht sich abzeichneten. Ein gelber Hauch lag auch über dem Weg, und die Gestalt Ludwigs, die das einzige Lebendige auf der Straße war, erschien größer und scharf umrissen. Jetzt blieb er stehen, sah sich um und warf den Sack von der Schulter in den Schnee. Als Stephan es wahrte, trat er in die Straße hinaus und pflanzte sich breit hin, als fragte er hinüber: Was will es geben, was? So standen die Brüder minutenlang, und es war eigen, die zwei Männer, mitten in der Straße, plump und reglos stehen zu sehen, wie im Troy: von der Stelle bringst mich nicht. Endlich nahm Ludwig sein Gepäck auf, hob wieder sein großes Nußschreiten an, erreichte bald den Wald und verschwand. Da verließ auch Stephan Fausch die Straße. Er machte sich in der Werkstatt zu schaffen.

Die Maria schien mit der Magd in der Küche geflüstert zu haben. Als sein Schritt im Flur tönte, glitt sie aus jener in die Wohnstube, und als er hereinkam, schien sie verlegen, womit sie sich beschäftigte, und ängstlich, daß er ihre Verlegenheit bemerkte. Als sie nichts fand, was ihr recht schien, drehte sie sich im Fenster um, das Gesicht ihm zugewendet, und hielt sich mit zitternden Händen am Gesimse fest.

Stephan trat zu ihr heran und zog einen Stuhl vor sie hin. Da duckte sie sich zusammen, die schlanken Arme wanden sich, als machte sie sich vor einem Streiche klein.

„Brauchst nicht zu frieren, ich schlage Dich nicht,“ sagte der Schmied. Sie tat die Lippen auf, aber die Worte kamen ihr nicht gleich.

„Laß — laß mich fort — ich — will Dir nicht mehr im Wege sein,“ stammelte sie dann.

Fausch ließ sich auf den Stuhl nieder, dicht vor ihr; er war jetzt wie ein Block, der ihr den Weg versperrte. „Versuch es nicht,“ sagte er. „Du kennst mich — versuche nicht, fortzulaufen, ich würde Dich holen lassen!“

„Nein, nein, ich bleibe schon,“ flüsterte sie zitternd. Er neigte sich vornüber und sah sein schönes Weib an, lange, von oben bis unten. „Du hast niemand mehr,“ sagte er langsam. „Sie sind alle tot, die Deinen. Darum hast mich genommen, wie Du gesagt hast, damit Du versorgt feiest. Aber — das hast — ein schönes Gesicht — das hast! Das hat er auch gefunden, der Ludwig.“ Stephan spuckte aus.

„Er — wir — es ist doch so gekommen mit uns“ — begann die Maria sich mit bangen Stimme zu verteidigen.

„Ha, ha,“ lachte der Schmied packte sie mit der Hand, die ihr Gelenk wie eine Fessel umschloß und schüttelte sie. Sie kreischte auf.

„Schweig,“ herrschte er sie an, „ich schlage Dich nicht.“ Dann stieß er sie weg. Sie schlich in den hinteren Teil der Stube, fand das Strickzeug, ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann die Maschen zu ordnen.

„Wann kommt es, das Kind?“ fragte Fausch nach einer Weile über die Schulter zurück. Gehorsam legte sie die Hand an die Stirn und sann nach. „Es wird im Sommer sein,“ sagte sie.

Stephan erhob sich. Er legte das Schurzfell weg und ging nach der Nebenkammer. Am Sonntagsrock kam er nach einer Weile zurück, ging wortlos an der Frau vorbei und zur Tür hinaus. Er tat seinen Gang ins Wirtshaus wie jeden Sonntag. Spät kam er nach Hause.

(Fortsetzung folgt)

An der Küste Albanien.

Von Ludwig Lellen.

Sandig, eintönig, an Sümpfen und Fieber reich, zieht sich zwischen Medua und Balona am adriatischen Meer ein Küstenstrich, der die westliche Grenze des durch seine andauernden inneren Unruhen bekannten albanischen Landes bildet. Die großen Seeschiffe laufen nur selten die Hafentäler dieser Küste an. Wer Bilder vom Leben und Treiben der albanischen Küstenbewohner mit sich nehmen will, der muß schon einen jener Transportdampfer besteigen, die allwöchentlich den Weg von Triest nach Korfu machen.

In Dulcigno, der türkisch-montenegrinischen Grenzstadt, waren wir auf das Schiff gegangen. Die Berge der Crnagora, die sich grau und trohlig gen Himmel reckten, wurden kleiner und kleiner, bis sie den Blicken schließlich ganz verschwanden. Nur landeinwärts dämmerten noch am Horizont, in goldene Lichtnebel gehüllt, die schnee- und eisgekrönten Bergriesen des albanischen Innenlandes auf. Die Küste aber lag flach und sandig da. Ganz selten zeigten sich die Spuren einer menschlichen Ansiedelung. In gemessener Entfernung vom Ufer glitt, der vielen Sandbänke halber, unser Schiff dahin.

Ein halbes Duzend elender Baracken an einer Bucht, die von einer lehmfarbenen, sandbankähnlichen Landzunge gen Süden abgeschlossen ist, präsentiert sich Medua, die erste türkische Ortschaft auf unserem Wege. Das landeinwärts gelegene Skutari gibt diesem Hafen seine Bedeutung, die er sonst wohl kaum verdienen würde. Skutari, der kommerzielle Stapelplatz für ganz Nordalbanien, vermittelt durch Metua den bei weitem größten Teil der gesamten Ein- und Ausfuhr dieses Wilajets.

Mit Landeserzeugnissen über und über vollgepfropfte Barken kamen denn auch in langer Reihe an unser auf hoher See verankertes Schiff, seine Frachträume mit Kisten und Kästen, mit Körben und Ballen füllend. Das währte stundenlang und bot dem Auge mannigfaltige, bunte Bilder. Die Barkenführer, die die Lebhaftigkeit der Südländer mit dem würdigen Ernst der Türken verbanden, waren fast durchweg prächtige Gestalten.

Bei den Albanesen trägt sich so ziemlich jeder Stamm anders. Gewöhnlich kleiden sich die Männer in blaue Pluderhosen oder in weite, weiße Weinkleider. Eine knopfloze, weiße oder blaue, oft bunt ausgefärbte Weste gibt dem Anzug etwas Malerisches. Den bei den Mohammedanern kahlrasierten Kopf deckt eine weiße, tütenförmige Friesmütze oder der mit dem Turbantuch umwickelte rote Fez. Auf seine Waffen, deren er ein ganzes Arsenal bei sich zu tragen liebt, ist der Albanese sehr stolz. Reich ausgelegte Pistolen, prächtige Messer schauen aus dem mit Messingnägeln oder Steinen verzierten Lederleibgurt. Die Flinte, meist eine uralte Konstruktion, hängt ihm über der Schulter, wenn er einen Gang ins Nachbardorf oder in die Stadt zu machen hat. Die Häuser der Albanesendörfer sind in der Regel Fachwerkbauten: mit Lehm beworfene Holzgerüste. Sie machen einen unschönen und unscheinbaren Eindruck, zumal mit dem Anbringen von Fenstern so viel, wie nur irgend möglich, gesparrt zu werden pflegt.

Ein ganzer Trupp Albanesen ist an Bord des Schiffes gekommen. Etwas Stolz und Trohliges blüht ihnen aus den Augen. Vornehm und selbstbewußt schreiten sie das Deck der Länge nach auf und ab oder stehen plaudernd und lachend in Gruppen beieinander. Auch eine Schar von Frauen hat sich eingefunden. Es

sind weißgekleidete, müßverschleierte Türcinnen, welche einer jungen Mutter, die ihren Säugling im Arm hält, das Geleit geben. In einer Ecke des Schiffsraumes haben sie sich zusammengestellt. Ihre Unterhaltung wird nur im Flüsterton geführt. Der kleine Türkensäugling, der schon den Fez als Kopfbedeckung trägt und über und über mit Amuletten behängt ist, bildet den Mittelpunkt dieser Gruppe. Als dann die Schiffsglocke das erste Zeichen zur Abfahrt gibt und es an's Abschiednehmen geht, will das Klaffen, mit dem Mutter und Kind bedacht wird, gar kein Ende nehmen. Das Baby hat es den Frauen ganz besonders angetan. Immer wieder führen sie ihre Lippen an seine Stirn, seine Wangen und seine kleinen Hände.

Als sie dann unten in der mit Teppichen und Polstern ausgelegten Marke Platz genommen und der Wind sich in das mattgrüne Segel gesetzt, gleichen die dem Strande Zugleitenden in ihren langen, weißen Gewändern und Hauptschleiern einer Schaumwelle auf dem blauen Spiegel des Meeres, die langsam der Küste zueilt.

Es ging weiter gen Süden. Auf Deck war es bereits bunter und lebhafter geworden, als bisher. Auch wir Kasitenpassagiere hatten einen neuen Reisegefährten bekommen: einen türkischen Beamten in europäischer Kleidung und mit europäisch geschnittenem, bereits ergrauenden Spitzbart; seine Regierung hatte ihn nach Durazzo versetzt.

Wir wurden bald bekannt miteinander. Er sprach französisch und so konnten wir uns wenigstens einigermaßen verständigen. Seine Versetzung hatte ihn jedoch in eine so freundliche Aufregung gebracht, daß er für nichts anderes Interesse hatte, als für seinen zukünftigen Aufenthaltsort. In den glühendsten Farben suchte er uns alle Herrlichkeiten Durazzos zu schildern. Und der Schluß seiner begeisterten Ergüsse war immer: „Durazzo grande ville! Durazzo belle ville!“ (Durazzo ist eine große und schöne Stadt). Trotz seiner europäischen Kliren beachtete der Mann aber streng die Vorschriften seiner Religion: er genoß nichts von dem, was die Schiffsküche bot, sondern hielt sich an den auf streng rituelle Art zubereiteten Inhalt seines recht geräumigen Eßvorratkorbes, aus dessen Tiefen er ein gebratenes Hähnchen nach dem anderen hervoranzog; auch Brot, Obst und Süßigkeiten fehlten ihm nicht als Zuspeise und Nachtisch.

*

Das Schiff ist wieder auf offenem Meere vor Anker gegangen. Am fernen, flachen Küstenraum eine größere Häuseransammlung. Ein paar Minarets streben schlaun und starr über braungrüne Dächer empor. Ein Holzsteg, primitiv und unbeholfen, schiebt sich in die See. Barken mit braunen, gelben oder schmutzigen Segeln tummeln sich im Hafen. Ein paar Ruderboote schießen, in der Richtung auf unser Schiff zu, über die bewegten Wellen; bald ist unser Dampfer dicht von Barken und Booten umschwärmt, deren Führer im lauten Lärm sich durch Geschrei und lebhafteste Bewegungen zu überbieten suchen.

Wir liegen vor Durazzo, dem alten Dyrrhachion, wohin die Römer ihren größten Redner Cicero verbannt hatten, wo vor nahezu zwei Jahrtausenden blutige Schlachten zwischen Cäsar und Pompejus geschlagen wurden.

Auf unserem Dampfer ist es jetzt recht lebendig geworden. Für viele ist das Ende der Reise gekommen. Ihre Angehörigen oder Freunde, die mit einer der Barken bis dicht an den Riesenleib des Schiffes herangeklimmt, haben sie bereits gesichtet. Jetzt drängt alles dem Fallreep zu: jeder möchte als erster an Land kommen. Auch wir sind die steile Stiege hinuntergeklettert. Ein paar Barkenführer liegen sich unseretwegen

bereits in den Haaren. Die Schimpfworte in einer uns fremden Sprache fliegen hageldicht. Endlich gelingt es einem der beiden Rivalen, sich mit seinem Boot hart an die unterste Stufe des Fallreeps zu drängen. Mit einem energischen Griff hat er uns in seine Barke bugsiert. Ein paar Ruderschläge treiben uns aus dem Bereich des Dampfers. Dann fliegt das Segel auf; ein schmutzig-gelber Lappen, in den sich augenblicks ein frischer Wind setzt. Auf und nieder springen wir über die Wellen, und ein weißgrüner Schaum gurgelt um die Spitze unseres Bootes. In einer kleinen halben Stunde sind wir angelangt: der Barkenführer hilft uns die Stiege des molenartigen Holzsteges zu erklimmen.

Eine dichte, etwas unheimlich aussehende Gesellschaft hat sich um uns geschart. Es sind meist hohe, kräftig gebaute Gestalten in schmieglichen, blauen Pluderhosen, buntbenähten Westen, gelblich-weißen Hemdsärmeln, mit weißen Friesmützen oder bunten Turbantüchern. Jeder bietet seine Dienste an. Aber unser Barkenführer, der sich unaufgefordert zu unserem Cicero gemacht, hat rasch alle aus dem Felde geschlagen. Wir haben rasch den Molensteg hinter uns, und unsere mit dem Wisum des türkischen Konsuls versehenen Kasse hat der Hafenbeamte bereits zur Aufbewahrung übernommen.

Durch einen alten, hohen Torbogen aus der Venetianerzeit geht es in die Stadt hinein. Eine enge, staubige, ungepflasterte Straße gilt nach türkischen Begriffen als die größte Sehenswürdigkeit Durazzos. Es ist eine Vazarstraße, in der die Schmiede hämmern, die Schuhmacher das Leder klopfen und die Schneider mit den Scheren klappern. Teppiche und Schnitarbeiten stehen zu Verkauf; primitive Arbeitsgeräte und Tschibuks warten auf ihre Käufer. Ein unangenehmer, undefinierbarer Duft schwängert die enge Gasse, deren niedrige, nur wenige Fenster aufweisende Häuschen meist in der gleichen gelbgrünen Farbe gehalten sind.

Wir werden weidlich angestarrt: ein à la française gekleideter Mensch pflegt sich nur selten in das enge Gassenweb Durazzos zu verirren. Alle zwanzig Schritt steckt ein Wetzler seine schmutzige Hand aus, einen Walschisch heischend, aber sämtliche Qualen der mohammedanischen Hölle auf unser Haupt herabfliegend, wenn wir ihm nichts geben.

Gar bald haben wir genug von diesem türkischen Straßenbilde mit seinen Unrathaufen und seinen mitten auf dem Weg liegenden toten Staben oder Stunden, um deren Kadaver dicke, schwarz-grüne Fliegen in Unmengen summen. Wir atmen auf, als wir die Stadt im Rücken haben und einer kleinen Anhöhe zustreben, die ein ruinenhaftes Gemäuer krönt.

Und gleich hinter den letzten übelduftenden Häusern beginnt auch die wunderbarste Wildnis. Eichenestrüpp klettert die Hügel hinauf. Große, blaßblau blühende Blumen kypfen das dunkle Grün des üppigen Grassteppichs. Die weit gebuchteten Blätter einer riesigen Wolfsmilchart bilden kleine Büsche. Ein Dornestrüpp hat korallenrote Beerenfrüchte angelegt. Alte Mauerreste sind im tiefen Grasmeer versunken und lugen nur hier und da braun und bröcklig aus dem üppigen Grün hervor. Ein runder, zerfallener Turm steigt auf. Dann der weite Bogen eines mächtigen Portals und graugrün verwetterte, haushohe Mauern.

Das sind die Ueberreste vom Palast der Antalafunkha, der Tochter des Götterkönigs Theodorich, die hier in Durazzo Hof hielt. Die Türken, die die Trümmer wohl ehemals als steinern benutzten, haben an den Ruinen in ihrer Art herumgebaut. Sie nahmen als Baumaterial was sie fanden. Und so sieht man heute in die ursprünglich byzantinische Ringmauer Skulpturfragmente aus der altgriechischen Zeit, aus der spätromischen und aus der norman-

nischen Epoche hineingeleistet. In der imponierenden Größe und Gewaltigkeit dieser Ruinen hat aber die türkische Arbeit allmählich nichts zu mindern vermocht.

Drei schneit von hier oben der Blick klein, grau, unscheinbar und unwirksam liegt unten die Stadt. Nach dehnt sich das Küstenland gen Norden, Osten und Süden. Im Westen aber leuchtet blau das Meer, auf dem kleine Segelboote gleiten und fern ein paar Dampfer schwarze Rauchfahnen über den hellen blinkenden Horizont ziehen.

Abwärts führt uns der Weg, wieder der Stadt zu. Dort hat sich unsere Anwesenheit bereits in ausgiebiger Weise bemerkbar gemacht. Denn kaum sind wir in den dicht am Hafen gelegenen öffentlichen Garten eingetreten, in dem sich ein Kaffeehaus befindet, als auch schon eine Bande türkischer Musikanten hinter uns her ist. Und richtig: wir mußten den Höllenlärm über uns ergehen lassen und ihn abendlein noch mit einem Bakschisch gebührend bezahlen. Als man aber dann damit anfing, durch die offenkundigen Fenster des Kaffeehauses hindurch uns, gleichfalls Bakschisch heischend, mit Blumen, Blättern, Grashalmen und ähnlichen Dingen förmlich zu bombardieren, machten wir, daß wir unseren Fuß zurückhielten und in unsere Barke kamen, die uns über die recht bewegte See zum Dampfer zurückbrachte.

Es ist Abend geworden. Ein grau-grünes Leuchten liegt über Meer und Land. Dann schwindet auch dieser letzte Glanz. Schwarz kommt die Nacht. Die Signal-Laternen des Schiffes werden aufgezogen. Gleich gelben, grünen und roten Augen starren sie in die Dunkelheit hinaus. Auch am Strand sind die Laternen aufgesteckt. Ein mattes, gelbes Leuchten fließt aus den Fenstern der in der Nähe des Strandes stehenden Häuschen. Die Barken haben ihre Laternen angezündet. Leuchtkäfer gleich schwirren sie über den dunklen Wasserspiegel, in dem nur ein gelbes, trübes Flimmern zuckt und glimmert.

Der Koch und seine Gehilfen benutzen diese abendliche Ruhe dazu, Angeln auszuwerfen. Als Köder wird ein Stück fettes Rindfleisch aufgesteckt. Da beißen die Fische gern. Die Angelschnur ist griechische Arbeit: gedrehtes Hochhaar. Mit echter Anglergeduld warten sie auf den „Augenblick“. Wohl ruht es von Zeit zu Zeit, und wohl zeigt sich silbern aufschimmernd mehr denn einmal die Breitseite eines riesigen Fisches. Aber am Angelhaken beißt sich keiner fest. Die Tiere begnügen sich damit, den Köder abzupfeifen, der ihnen nicht schlecht zu schmecken scheint. Schließlich aber verliert auch der launhafteste Angler die Geduld. Während schlendert er Schnur und Haken in den Angellisten und zieht schlendend ab in seine Koje.

Draußen auf dem Meer sind jetzt auch die Fischjäger an der Arbeit. In dunkler Nacht gehen sie ihrem Beruf nach. Sie hantieren nicht mit Angel und Net. Eine Art Sargunne — ein langer, wiber, vorn mit einem Widerhaken versehener Spieß — ist ihr Fanggerät. Die Boote tragen an der Spitze einen Scheinwerfer, vor dem ein Licht glüht. Die Nacht hat das Fahrzeug mit Dunkelheit umhüllt.

Leuchtlos treibt es auf dem Meere dahin, nur durch das Steuer regiert. Die rötlich-gelben Lichtkegel scheitern über dem Wasser. Ihr Schein lockt die Fische an, zieht sie an die Oberfläche empor, hypnotisiert sie, daß sie die breiten, hübrigen Köpfe aus der Nacht herausrecken. Diesen Augenblick benützt der hinter dem Scheinwerfer im tiefsten Schatten stehende Fischer. Pfeilwucht rößt er mit seinem Spieß zu und zieht das zappelnde, mächtig um sich schlagende Koffentier in sein Boot.

Der grelle Kontrast zwischen Licht und Dunkelheit im Verein mit der nächtlichen Stimmung geben dem Schauspiel etwas Phantastisches. Gleich einem Riesen mit erhobenem Speer steht der Mann im Boot. Die Einzelheiten seiner Kleidung sind nicht mehr unterscheidbar. Er scheint eins zu sein mit dem schwanken Fahrzeug, das schaukelnd auf den Wellen trieb. Leider konnten wir nicht in dem dunklen, nächtlichen Hintergrunde zu etwas Geistesreichem, Uebermenslichem. Und der Scheinwerfer glüht gleich einem Riesenauge, das nach Raub auspäht, über den dunklen Spiegel des nur ganz wenig bewegten Wassers, in das Mond und Sterne klammernde Goldfunken gestreut haben.



Blick auf Durazzo.

Das Schiff rüstet sich wieder langsam zur Abfahrt. Die letzten Frachtgüter sind verladen. Die Ketten der Maschinenzüge rasseln leer. Die Winden arbeiten. Letzte Ruderschläge klatschen durch die Nacht und vom Ufer her rauscht taktmäßig das Lied der Brandung. Da wird es noch einmal lebendig auf Deck. Ein Röcheln und Klütern, Schieben und Drängen geht durch die Reihen der Passagiere.

Der Agent der Schiffsgesellschaft ist an Bord gekommen. Er verkauft die Fahrscheine für die einzelnen Strecken. Das geht jedoch nicht so leicht. Der Türke glaubt sich von dem Giau überbortelt und will den feststehenden Preis nicht gleich zahlen, sondern erst verhandeln, ob er nichts herunterhandeln kann. Der eine läßt vom Abhandeln rasch, der andere nur langsam ab. Einzelne suchen dem Agenten aus dem Wege zu gehen, sich zu verfrachten. Vielleicht gelingt es ihnen, von dem Fahrgeldküstern gänzlich überlesen zu werden!

Ein großköpfiger Türke ist besonders hartnäckig. Er zahlt überhaupt nichts! Der Sultan hätte ihm erlaubt, innerhalb der türkischen Grenzen überall unbeschränkt zu reisen. Der Agent sucht ihm Rat zu machen, daß er sich auf keinem türkischen, sondern auf einem österreichischen Schiffe befinde. Der Türke geht darauf gar nicht ein, zieht aber doch seinen Geldbeutel und reicht dem Makler eine unbedeutende Münze. Der weist sie zurück. Der Türke steckt sie gelassen wieder in seinen Geldbeutel, bindet diesen sorg-

sam zu und läßt ihn in seinen riesigen Waffengürtel verschwinden. Das Medveduell beginnt von neuem. Der Erfolg ist, daß der Grankopf jetzt zwei Münzen hergeben will. Aber auch das genügt dem Agenten nicht. Wieder verschwinden die beiden Geldstücke im Mantel des Alten. Der Medekampf wird von frischem aufgenommen. Aus den zwei Münzen werden drei, vier, fünf. . . Alles noch nicht genug! Jetzt werden von den Parteien die Schiffsoffiziere zu Hilfe gerufen. Auch sie erzielen kein befriedigendes Resultat. Um jedes einzelne Geldstück muß gekämpft, geküßt und geschachtelt werden. Endlich: nach etwa einstufigem Medekampf hat der Alte den vollen, vorgezeichneten Fahrpreis entrichtet. Sein Gesicht ist gerötet vom Zorn. Während bindet er seinen Geldbeutel nun endgültig zu, alle Mäuler des Orients am das Haupt des Ungläubigen schmetternd, der ihn, seiner Absicht nach, so ungeheuerlich über Ohr gehauen. . .

Auf Deck ist jetzt jeder Platz besetzt. Eine bunte, lärmende Volksmenge hat es sich bequem gemacht. Die entlegensten Winkel sind mit Weichlag belegt. Mit Teppichen, Matrasen, Zweifeldkränzen, Kaffeemaschinen und den unerschöpflichen Kaffeekannen sind sie an Bord gekommen. Das Schiffspersonal hat alle Hände voll zu tun, jedem ein Flecken anzuweisen. Zufrieden im seltenen einer mit dem Platz den er bekommt. Erst nach langem Sitzen und Herreden beruhigt er sich.

Jetzt gleicht das ganze Schiff einem bunten Karawanenlager. Die Matrasen sind ausgebreitet und die bunten, weichen Teppiche darüber gelegt. Es hocken die Mäuler, mit untergeschlagener Beinen, plaudern, laugen die Margiletpfeife oder haben sich dem süßen „Meiß“, dem gedankenlosen Tränke hingeeben. Wer mit

seiner Familie reist, hat ein richtiges, mit Teppichen verhängenes Zelt in einer der vielen Ecken und Nischen aufgeschlagen. In diesem Zelt ist der Harem des Hansherrn untergebracht, oft drei oder vier Frauen mit einem halben Duzend kleiner Kinder. Ein Eunuche hält an der Zelttür Wache, daß kein unbefugter Blick die Heiligkeit des improvisierten Haremraumes entweiche.

Auf dem Winterdeck hat sich ein Geflügelhändler etabliert. Zu riesigen ungefügen Holzstücken sind Hunderte von Hühnern, Enten, Gänzen und Puten untergebracht. Das Geflügel und Gekacke nimmt kein Ende. Alle Deckpassagiere beteiligen sich voller Freude an der Fütterung der Tiere. Oft wird da die Verpflegung eine allzu reichliche. Von Zeit zu Zeit müssen ein paar tote oder sterbende Vögel entfernt werden. Mit sicherer Hand greift daher der junge Geflügelhändler, ein gutmütiger händig lachender Albanese, in die Nischenkäfige, holt die Opfer der Meise heraus und schlendert sie in weitem Bogen ins Meer. Er bekommt da Ueberlebende in den griechischen und süditalienischen Hafenstädten noch immer gut gemalt, so daß ihm jede der Meisen, die er zweimal im Monat unternimmt, ein hübsches Stück Geld abwirft.

Der Türke kennt die großen Klassenunterschiede, die der „gut situierte“ Europäer sonst streng beachtet, anscheinend nicht. Nur die ganz hohen Würdenträger geben auf ihre sogenannt-

gesellschaftliche Stellung etwas. Sie sind es auch, die auf den Schiffen Plätze erster und zweiter Kajüte belegt haben. Das Gros zieht den Deckplatz vor, auf den sich jeder geben kann, wie es die heimatliche Sitte und die Satzung der moslemitischen Religion vordreibt.

Da war z. B. ein Türkenhauptmann in Uniform, der mit einem Sändler Teppich an Teppich lagerte, mit diesem plauderte, überzte und so wohl Tabak wie Kautirsische brüderlich teilte. Zu diesen beiden hatte sich bald ein ehrwürdig dreinsehender, weißbärtiger Mann gesellt, der seines Zeichens Oberstadi von Stutari war, d. h. ins türkische übertragen etwa den Rang eines deutschen Oberlandesgerichtspräsidenten

hatte jene ärztliche Prozedur über sich ergehen lassen, die ihn in den Augen seiner Glaubensgenossen zu einem Heiligen stempelte. Man seine Pilgerfahrt nach Mekka zu krönen,

zwingenden Türkenmädchen, denen man Haupt, Zahne und Fingernägel mit demselben rot gefärbt hatte.

Ein halbwindiger Albaneisburide in weiß und goldbesetztem Anzug lebte an der Schiffswand. Seine schwarzen, mandelförmig geschnittenen Augen trümmten hinaus auf das blaue, sonnenbeglänzte Meer, während seine Lippen eine eintönige, schwermittige Melodie sangen, die er mit einem einseitigen, mandelförmigen Instrament begleitete.

Am ruhigen und stillen gina es vor den Sarems zu. Vor einem Licht ein Gemach, ein blode dreinsehender, aufgeschwemmter, hartloser Menich Wade, Mit seinen schmüßigen



Muhammedanische Frau



Derwisch.



Albanier.

bekleidete. Der schlürfte seinen Staffee, den ihm sein Diener zurechtgebrant, sog an seiner gut gelunden Wasserpfeife, warf hier und da ein Wort in die Unterhaltung seiner Nachbarn, strich sich den langen, weißen Bart oder frakte sich die Aufschoten, von denen er die rot und gold gestickten Pantoffel entfernt hatte, voll süßlichen Wohlbehagens.

Auch ein Derwisch war am Bord. Er trug den grünen Turban, das Zeichen des Mekka pilgers. Der war ständig auf der Wanderung von einem zum anderen. Er sah recht wohlgenährt und zufrieden aus. Seine Gesichtszüge hatten etwas heilig-glänzendes. Seine Augen schauten schlau und lässig drein. Das wallende Haupthaar und der lange schwarze Bart hielten ihm nicht schlecht. Er nahm die Verehrung, die man ihm allseitig entgegenbrachte, mit wohlwollendem Lächeln hin: ganz ein Typus jener weisen, geriebenen Pfaffen, die ihre Schützer nach Gebühr zu loben wissen.

Doch er war nicht der einzige fromme Mann auf Deck. Auch einer der albanischen Sändler trug das grüne Turbanuch um den roten Kez geschlungen. Das war ein ernster, starrer Mann, dessen ganzes Wesen von einem glühenden Fanatismus erzählt. Auch er war am Grabe des Propheten gewesen und

hatte er sich mit einigen anderen Kenaliten bereit erlitt, das Grab des Propheten zu bebauen. Er wurde vor ein Wand geführt, in der sich eine kleine kreisrunde Öffnung befand. Durch diese sollte er das Ziel seiner Wände erblicken. Aber man blendete ihn mit einem heißen Stabe, der blühend durch die Öffnung hindurchgeführt wurde, das Auge. So war er einäugig geworden, aber dafür auch ein Heiliger!

Nur noch ganz bunte Wände wanden sich jetzt dicht an den Stakbenzigen und an der Maschine entlang über den Deckraum, sonst war jedes Winkelchen von der lachenden, rauchenden Menge besetzt. Jeder einzelne bot ein anderes Bild. Jeder war ein Typ für sich. Und mitten durch dieses Menschengewirr hindurch sagten und lauschten die kleinen, in blauen Hinderhosen stekenden Türkenjungen und die kleinen gleichfalls in weitbanhigen, bis zu den Fußknöcheln reichenden Hosen herum-

Zinern lautete er die mandelkoben matte Klack, die er keinem in der Nähe postierten, fand in der Sonne liegenden Schilutraubenden Serrn in kurzen Unterbrechungen gefüllt zu reichen hatte. Der glückliche Saremsbesitzer war dem Ausleben nach ein ähnliches Zahnsal wie der entmaunte Saremswächter. Beide waren von einer ausgeprochenen Schlichtheit: Kleidschmuck, die weglieber Körperlichen We wegliebtet Lar zu sein schienen. Nur von Zeit zu Zeit kam so etwas wie

leben in der Oberbau dieser reibenden Familie: mußte nämlich eine der hier verbleibenden Saremsfrauen die teppichumbelegte Stätte verlassen, um einen stillen Ort anzuhäufen. Dann geleitete sie ihr Herr und Gebieter, stellte sich vor die Tür dieses stämmmerleins und wartete, bis die Dame seines Herzens herausgeblüht kam, um sie wieder sicher und un gefährdet in den vom Eunuchen bewachten Saremsraum zurückzuführen. Jeder der Dunkelheit machte sich die Ausübung dieser Ritterlichkeit besonders malerisch, denn dann bewaisnete sich der geübte Oberherr jedesmal mit einer großmächtigen Laterne, die gleich einem holden Lichtstern vom Saremsraum bis zu der bewußten Manne flimmernd über das Schiffsdeck glitt.



Musikanten. (Türkische Zigeuner.)

Am allgemeinen waren es alle recht gemüthliche Leute. Wir wurden bald miteinander bekannt. Turban und Strohhut verlegten sich ganz gut. Eine Tasse stoffee, die der Metzger bringen mußte, bahnte zahlreiche Freundschaften an. Das türkische Gegenstück waren gewöhnlich Zigaretten oder Zigarettentabak, die oft von so viel Sünden angeboten wurden, daß man sich vor Tabak gar nicht mehr retten konnte. Wo die Zeichensprache nicht ausreichte, machten die Matrosen den Dolmetsch. Oft und gern saßen oder hockten wir dann stundenlang bunt durcheinander auf den Kisten oder auf den Schiffsplanen, lachten und rauchten. Oder wir schauten auch, namentlich an den Abenden, still in uns gelehrt der ins Meer versinkenden Sonne nach.

Diese Abende waren überhaupt voll von Poesie und Eigenart. Die blauen Tinten des Meeres begannen mit Sonnenuntergang zu verblassen und in jenes perlmuttfarbene Phosphorglänzen überzugehen, das dem weithin aufgerollten, leise rauschenden Meer etwas Mildes gibt. Ein paar letzte Sonnenstrahlen schießen noch goldflimmernd im Westen auf. Im Osten aber, wo der niedrige Küstensaum in den ersten Schatten der grau heranziehenden Nacht verdämmert, hängt der Mond, sichelförmig und mattgolden, am stumpfgrünen Himmel. Jetzt verstummt das Rachen auf Deck ganz. Nur die Maschinen pochen weiter. Eine ernste Feierlichkeit ist heraufgezogen. Die Gläubigen haben ihre Gebetteppiche ausgebreitet. Auf ihnen knien sie. Auf ihnen neigen sie sich tief gen Mekka im Gebet. Kein Muezzim hat sie gerufen. Und während der letzte Glanz der sinkenden Sonne verblaßt, während die Nacht mit grauen Riesensittichen über das Meer flattert und Stern an Stern am östlichen Himmel aufstammt, neigen sie noch immer ihre Häupter, knien sie nieder, erheben sie sich, um von neuem niederzuknien und zu bekennen, daß es keinen Gott außer Allah gibt, und daß Mohammed sein Prophet sei! . . .

Nacht auf dem Meer. Himmel und Wasser ein schwärzliches Blau. Noch um einige Schatten dunkler zieht sich am östlichen Horizont schmal und niedrig der Küstensaum. Voll von Sternen hängt das Firmament. Einer immer strahlender als der andere. Und all das goldige Leuchten flimmert zur Tiefe, wühlt sich zitternd in die dunkle Meeresflut, daß auch sie aufstammt und in schaukelnden Reflexen all das Licht widerspiegelt, das ihr aus den Höhen zugeflossen. Und durch diesen Sternenglanz gleitet das Schiff. Die Stöße seiner Maschine sind wie die Atemzüge eines lebenden Riesens. Durch Nacht und Stille findet es seine Bahn, folgt es seinem Ziel.

Und die Sterne glänzen und flimmern, bis ein fahles Dämmern das erste Mahen des neuen Morgens kündigt. Von einem matten Schiefergrau ist dann der Spiegel des Meeres. Weiße Nebel verhängen landeinwärts den Horizont. Ein Stern nach dem anderen verlöscht. Ein Zuden geht über den Himmel. Dann flammt es im Osten auf. Die Sonne kommt und hüllt von neuem Land und Meer in ihren blinkenden Strahlenmantel.

Und nun hebt sich auch im Südosten mächtig das Land. Ein Gebirge, fables, rotbraunes Gestein, steigt auf: das Chimaragebirge. Diese vegetationslosen Stuppen sind nach dem Meere hin die nördlichsten Ausläufer des Berglandes von Epirus. Dann werden Häuser sichtbar. Eine Landzunge schiebt sich gen Süden hin halb kreisförmig ins Meer. Eine große, natürliche Bucht weitet sich um uns. Wir sind im Hafen von Valona.

Jetzt, wo wir näher an die Küste heranzufahren, scheiden sich die Häuser, die wir bei der Einfahrt sahen, in zwei deutlich voneinander getrennte Gruppen. Hügelan klettern die einen. Die anderen säumen den Strand. Die Bergstadt ist das alte, jetzt in Trümmer liegende Valona, das die Griechen Apollonia nannten. Die Hafensstadt ist die jetzige Türkenstadt, die auch unter dem Namen Uvalona im Südosten Europas bekannt ist.

Valona und seine Umgebung hat selbst bei den Türken kein gutes Renommee. Die Sümpfe, von denen die Stadt kilometerweit umgeben ist, erzeugen bössartige Fieber. Niemand bleibt deshalb gern länger in diesem Hafensort, als es seine Geschäfte unbedingt erfordern. Den osmanischen Beamten und Soldaten ist eine Verweisung nach Valona gleichbedeutend mit einer lebensgefährlichen Verbannung. Ein Trupp fieberkranker Soldaten wurde denn auch in Valona auf unseren Dampfer eingeschifft. Es waren zerlumpte, verhungerte und vom Fieber furchterlich verheerte junge Menschen, die sich kaum noch fortzuschleppen konnten und denen der Tod nur allzu deutlich aus den Augen sah. Sie blieben liegen, wo sie gerade das Schiff betreten hatten. Ihr einziges Verlangen war Wasser, immer wieder nur Wasser. . . .

Die Leute, die hier während des neunstündigen Aufenthaltes an Bord kamen -- es waren meist Tabakhändler -- zeigten überhaupt zahlreich furchterliche körperliche Verunstaltungen. Da waren Krüppel, denen ein Bein, ein Arm, oder doch einzelne Finger einer Hand fehlten. Am schrecklichsten aber sahen jene aus, denen die Nase aus dem Gesicht gestossen war oder ein Ohr fehlte. . . .

Am Abend bekamen die beiden erster Stajüte reisenden Würdenträger unseres Schiffes Besuch. Eine mit der Halbmondsfahne bewimpelte, reich mit kostbaren Teppichen ausgelegte Barke brachte ein halbes Dutzend vornehmer Türken an Bord. Nur der Gesichtsschnitt dieser Leute und der Neiz erinnerte daran, daß wir uns innerhalb der türkischen Reichthäre befanden. Sonst sahen diese Männer im schwarzen Gehrockanzug aus wie jeder andere Europäer. Ihr Benehmen und ihre Bewegungen hatten etwas unsagbar Vornehmes, Gemessenes, Würdevolles. Sie sprachen nur wenig, nachdem sie sich auf türkische Art durch eine leichte Verbeugung und durch Auflegen der rechten Hand auf Herz und Stirn begrüßt hatten. Wie aus Erz gegossen lagen sie leicht hintüber gelehnt auf den bequemen Schiffsstühlen, schlürften ihren Stoffee und bliesen den blauen Rauch ihrer aromatischen Zigaretten vor sich hin. Nach etwa einstündigem Beisammensein verließen sie ebenso zeremoniell und würdevoll, wie sie gekommen waren, das Schiff. . . .

Die Fahrt von Valona nach Santi Quaranta, dem Reiseziel der meisten Deutspassagiere, währt nur verhältnismäßig kurze Zeit. Von hier aus, wo schon im Altertum die Hauptstraße von Korfu nach Athen abging, zweigt der Weg nach Zanina, der größten Orte des gleichnamigen Vilajets, ab. Die wildgezackten, rötlichen Berge von Epirus treten nun schon ganz nahe an das Ufer heran. Die Küste ist dichter besiedelt. Aus grünen Gärten schauen weiße Häuschen mit roten Dächern und die halbfluglig gewölbten Kuppel der Moscheen zeigen mit den schlanken Fingern ihrer weißen Minarets zum blauen Himmel der Lüfte empor.

Schon lange, bevor der belebte Hafen die ersten Städtchen an der epirischen Küste sichtbar geworden, rüsten sich die beturbanten Reisenden zum Abschied. Die Teppiche werden zusammengerollt, die Matrasen zu unregelmäßigen Bündeln gebunden. Ein frohes Leuchten blinzt den meisten aus den Augen. Und kaum sind wir in Sicht der ersten Häuser Santi Quaranta gekommen, da unschwärmen auch schon Duzen von Barken das Schiff.

Und nun beginnt ein Händeschütteln zwischen uns und den während der dreitägigen Fahrt neuacquonnten türkischen Fremden. Es herzlich gar nicht gedacht werden kann. Jeder bringt als Abschiedsgabe noch ein paar Finger voll Tabak. Dann raffelt das Fallreine herunter. Die Barkenführer drängen sich lärmend und lachend an die Wände des Schiffes. Von den Turbanmännern verläßt einer nach dem anderen das Schiff, uns noch einmal freundlich zurendend.

Es ist leer und still auf Deck geworden. Das bunte Märchenbild aus Tausendundeinacht ist zerflattert. Ein großes Reinecken mit Schenerbürste und Sturzkeel gleichend Wasserläufen nimmt seinen Aufgang.

Das Schiff nimmt seinen Kurs auf Korfu zu. Die Küste von Epirus bleibt in Sicht. Immer höher türmen sich landeinwärts die Berge. Rot und sonnenverbraunt flimmern und flirren die Kuppen und Schroffen. Grüne Gärten, schattig-dunkle Haine säumen das Ufer. Ortschaft reißt sich an Ortschaft. Die weißen Häuser leuchten. Von einem tiefen Blau ist der Himmel. Und in eine strahlende Helle sind Berge und Gärten, Häuser und Haine getaucht.

Stahlblau glänzt das Meer. Sonnenglanz dampft auf seinem leicht bewegten Spiegel. Und die rotbraunen Klippen Erikufas und Athor schäumt es in weißem Spibengeriesel an. Barken mit rötlichen Segeln gleiten und schaukeln am Horizont. Wellenstrümmen, wie eine riesenhand ins Meer geschleudert, glänzt weiß in diesem grellen Licht, das Nähe und Ferne in einen goldenen Nebel hüllt. Da schiebt sich breit und grün eine Insel in das Meer. Ein langgezogener Berggücken, so lange sichtbar, reckt sich immer höher, größt-majestätischer am Horizont empor. Schärfer er gegen den tiefblauen Himmel geht. Violette Tinten haben ihn rötlich blau überhandt. So steht er, ein Griechenbergr, von Sonnenleuchten umstrahlt: der Pantokrator, die höchste Erhebung der Insel Korfu, den Haupthafen wir zusteuern. . . .

Heimweh.

Eine Dienstmädchengeschichte von Ilie Frapan.

Wenn ich nur den Menschen los werden könnte, denkt Wärbete erboht. „Na, aber was sagst Sie, Sie kennen die Frau net? Sie kennen ihn ja wohl, i han 's ja selber g'sehen, wie dicht Sie jetzet destopf mit ihm z'sammengesetzt hant!“ Und der Schmied packt sie wie spielend am Armel, daß sie auch hören möge. Der

Gärtner wird wieder rot bis unter den Hut, ängstlich sieht er Wärbete an, als erwarte er von ihr ein Zeichen, daß er sich für sie wehren solle. „Und was hant Sie denn da für e halbwegs-geschlossene Eidotter am Arm?“ fährt der Zudringliche höhniisch fort: „kann mer da net an e bikle Blume sucher helser?“ Er schiebt seinen

Arm untermittelt unter den des Mädchens. Wärbete hält sich nicht länger, sie läßt den Armen schlaff herunterfallen: „Na nein! i da beschtens, so gah't's denn doch net! Die Herrbrauche sich net zu bemühe, i geh', mit wen i mag, und am liebste ganz allein!“ Dann dreht sie sich um und läuft weg, halb belustigt

als geärgert über die beiden, die mit langen Gesichtern ihr nachsehen. Ach 's ist nicht halb so schön heut, wie sie sich's gedacht hat. Die Dide hat ihr das Spiel verdorben. Sie denkt an den Pfau, lacht und kommt in's Singen: „Hi! hält i 'en Schab und e biyele Geld!“

„Warum seuzze Sie?“ flüstert der Pfau, er mit einem Mal wieder an ihrer Seite ist und sich zu ihrem Gesichte beugt: „Zaget Sie mir's, hm?“ „Warum? weil i 's Heimweh an.“ Wärbete fühlt nichts mehr davon in diesem Augenblick, aber es ist ihr so auf die Lunge gekommen. „Heimweh nach 'm Schwabe?“ „Und?“ wiederholt er. „Na nein.“ ruft sie stöhnend. „Heimweh nach Ihre Eltern?“ „Na nein!“ „Also Heimweh, wonach?“ „Ach, i weiß es ja selber net!“ flüstert Wärbete zwischen Lachen und Weinen. „Wo i gern gwe bin, da bin i surt müsse, und wo mer's leb gange sieht, so hänt's mi behalte!“ „Aber 's gäbt Abne net leb jehet, oder?“ Jetzt hat er ihren Mund gefunden, aber schnell fährt sich Wärbete mit dem Sandriicken darüber. „Das Abblede han i net gern.“ flüstert sie kleinlaut. Er lacht und sagt sie nun erst recht: „Gewöhnlich Di schon cran, mei Wädle! Was hächt g'unge vorher? Sätt i 'en Schab? aelt Du? Nicht jehet Friede?“ „Ja!“ murmelt das Mädchen krenkerzig. „I bin dann Friede.“ „Welt, gibst mer e Vuß?“ „Ja, i weiß net, das Abblede.“

Ueber dem Lachen und Spielen und Verwehren sind sie ganz allein geblieben. Wärbete blüht sich um: „Na, da ist nichts zu seh'n als das le Aede und noch dunklere“; der Mond ist erloschen, und wenn man die Hand ausstreckt, greift man in Nadelweige; die Luft ist schwül und ganz erfüllt von Tannenduft, in ein richtiges Licht sind sie geraten. „Wo sind sie alle hin kommen?“ fragt Wärbete bellemmt. Aber Pfau lacht ganz gelassen: „Na, mir isch' es gleich! Wir zwei send g'nug denk i!“ Und Wärbete sieht, daß er recht hat. Immer weiter ins Dickicht führt sie ihr Weg, und das Jubel der anderen klingt schon aus weiter Ferne, wenn's überhaupt von ihnen kommt. Wie im Traum gehen die beiden, engumschlungen, fast nicht redend, und Wärbete will's nicht in den Kopf, daß sie sich gegenseitig noch kaum gekannt! Freilich ja, gesehen hat sie ihn schon oft, und er hat ihr gefallen. Nicht so arg im Anfang, aber es ward immer besser. Und jetzt ist's so merkwürdig zu denken, daß hier dieser Mensch für sie allein sein soll und sie für ihn. Sie drückt ihn fester.

„Man hat dann jemand in der Welt.“ murmelt sie lächelnd vor sich hin. „Nüchstechsti Di net, mei Wädle?“ sagt der Mann mit leiser, unsicherer Stimme. Wärbete lacht ihn an. „A woher? Jeket isch' mer's denn beimelia, wo n - i geh!“ „Wo Du mit mir geischt, Zabakeli?“ „Ja, und überall.“ „Auch auf der See?“ Wärbete schreut leicht zusammen, sie antwortet nicht. Aber der Eugen erwartet auch keine Antwort, er hält ihr ja selber feil, fest den Mund zu. „Welt, Zabakeli, das Abblede isch' doch net übel?“ lacht er ihr ins Ohr, und man schlingt sie nickend und glühend selber den Arm um seinen Hals. „Bin i Dei Zabakeli, Eugen?“ „Freilich wohl! i glamb's! 's secht nimmer viel! kommt!“ „Und Du bist der Mein', Eugen.“ „A bin der Dein', Zabakeli.“ „Du alle Ewigkeit der Mein'?“ „Sont Nacht und in alle Ewigkeit, Zabakeli.“ „Ja, aber die Hauptfach' isch' d' Ewigkeit, aelt Du?“ „Na mein, die Hauptfach' isch' d' mer bejammte nicht! kommt Du mir!“ Wohlthun jehet sie an und zittert ein wenig, und weiß doch nicht, warum. Oder weiß sie's? Mutenlos zieht er weiter fort: „Stommt, Zabakeli, kommt!“

Steil aufwärts zwischen eng verworrenem Gesträuch klettern sie, und die Füße tun sich hinter ihnen zu, und der Fuß tritt vom harten

Fels auf weichen, moosigen Grund. Da ist die kleine Lichtung, lang steht das junge Gras, das noch keine Sichel berührt hat, und von den tief herabhängenden Zweigen träufelt Taft und Tau. „Kommt, Zabakeli, kommt!“ Er breitet die Arme aus. Lautlos gleiten sie in das weiche, lichte, hochstehende Waldgras.

Wo ist die Nacht geblieben? Die Vögel wachen auf, die Vämme schütteln sich, ein süßler Wind weht über die Bergbalden. Wird es nicht schon hell? Der Eugen hebt den Zeigefinger und deutet hinab: „Da liegt der See, da unten! aelt, nächste Sonntag gangel mer Schiffli fahre, mir zwei.“ Wärbete zieht den Arm von seinem Hals zurück, gähnt und blüht offenen Mundes in den Himmel: „Nächste Sonntag han i lei Ausgang, i will's bedenke.“ Nun starrt auch er hinauf: „Schon Tag? schad' dafür! Jetzt muh' mer denn einlehre, i han en Werdswinger, und Du wirsch' auch eppes wolle.“ Wärbete wippt mit beiden Füßen in die Höhe: „En Swinger han i! en Swinger! Ob schon mer mach isch' im Wirtshaus?“

Lochend, ein wenig verwirrt, blicken sie einander in die Augen, es wird lichter bei jedem Schritt. Und hier auf dem ebenen Gipfel des Berges wandert sich's gut Arm in Arm.

„Jeket seh' i auch Deine Maieblümle do.“ Er berührt Wärbete's Kassenriicken, der mit Sommerprossen übersät ist. „Na, Maieblümle? Mosmunde lascht schon saae. Und Du, was hächt do?“ Sie hebt ihn den blonden Schwanz in die Höhe: „E Wary! ba, ba, e Wary! Mei, mei, mei, net abblede, jonsch wachlet mir auch e Wary!“

Ihr ausgelassenes Gelächter klingt wie Taubenqueren durch den erwachenden Wald. Er lacht auch: „Daisch die zu schwat b'omme, Wädle, jeket, was wachle muh', wachit!“ Sie wird rot, schweigt, zupft ihn am Schnurrbart. „Was wachlet, Wädle?“

Noch röter und verschämter stottert sie: „Welt Du, die alle Schwentfeldere hat aber recht.“

„Ach kenne sei' Schwentfeldere.“ „Meinig isch' so sei' Arend' auf der Welt, will i jage!“ ruft Wärbete laut und belehrend. Er drückt sie an sich: „Necht kaisch. Aber jeket geht mer denn e Stassele Indie, mein Wage hängt schief wie 'n e Viertelsmond. Uu, bin i müd!“ Die ersten gelben Strahlen zucken über den graulichen Himmel.

Ja, auch der schönste Spaziergang nimmt ein End'. Wärbete ist müd' auf den Füßen und wirblich im Kopf in ihrer Strafe wieder angelangt. Der Eugen hat sie so gut gestüttert, noch nie hat's ihr so geschmeckt wie der saure Wein und der dünne Käse dort in seiner Geiseltenschaft. Und auf dem Rückweg sind sie wieder mit der Diden zusammengestoßen, und der Schmied, der einen Knauch gehabt, hat sie beide so widrig angehaucht und wieder geinigen das hat ihr fast alles verdorben. Warum hat's ihn der Eugen nicht verwehrt? Gelacht hat er und sie angestochen und noch recht aufmerksam gemacht. Na, der Schmied ist freilich kein Arend, wenn er wieder nüchtern ist, wird er's ihm schon jagen. Er ist ja doch so einzu lieb und gut, ihr Eugen. Der Mein', der Mein' in alle Ewigkeit, denkt Wärbete, und ihr Herz tut einen hohen Arendenprung. Er hat's ja gesagt, er sei der beste Mensch, wenn man ihn einmal kenne. Drum auch hat sie ihn ganz vertraut, und der Wetter vom Viedli ist er ebenein.

Wärbete steht jetzt still vor ihrer Spiegelheide und bestaunt sich. Der große Federhut rückt ihr fast bei jedem Schritt auf die Seite, aber wie eine Nachtschwärmerin sieht sie nicht aus - nur die Augen so glänzend - gar nicht wie jonsch. Weil mein Traum auskommen ist, alles bis aufs Haar, mir noch viel mehr! Einzig:

Verlobung hat man nicht gefeiert, es wär' aber auch nicht gange mit dem betrunkenen Schmied, dessen Reden und Mutieren einem fast den Magen umgekehrt haben. Da hängt noch eine Tannennadel an ihrem Kermel; sie sieht an sich hinab: das Kleid ist ganz recht, nichts verdorben! Wenn wir verlobt sind, schreib' ich dann beim Plötsch jekt's ihr durch den Stoff: die Mutter! Immer hat sie geredet vom Bräutigam. Gut, daß sie nicht jetzt zu ihr muh; So brav, wie die Mütter verlangen, kann man ja nicht sein, es geht einfach nicht, sie versteht's nicht. Was verstände die Mutter etwa vom Eugen? Die Erinnerung an die letzten Stunden überfällt sie heiß. Ihr Herz schlägt hart: Der Mein'! der Mein'! in Ewigkeit der Mein'! Er hat's ja gesagt, und er ist der Wetter vom Viedli! Wenn jetzt die Padsische wieder fragen: „Wärbete, wie heißt Dein Schab?“ Und er verdient sechs Kranten, daran kann man ja betreten, alle Tag. Warum er mir nichts davon gesprochen hat und so lang und so allein sind sie doch mitkommen gemeien? Nächste Mal!

Gedankenlos geht sie die Stufen hinauf, schnettert die ähmere Stange hinter sich zu und wirft noch einen schnellen Blick in den Himmelsboden im Parterre. Um eine halbe Stunde später ist's, als sie hat dabein einlassen, gerade halb acht. Wenn man so etwas erlebt! denkt Wärbete, da kommt's auf dem halben Stund' an, und sie pfeift aus Leibkräften.

Wenn sie gar zanken wollen wegen der halben Stunde, sie ist gerinnel! Wie sie die Stiege hinunter, rufft etwas laut und unglücklich: „Papeli!“ Und die Jüngste, ganz angekleidet, aber mit sonderbar verführten Augen ericheint am dem Gang, hinter ihr der andere Padsich. „Aha, Du bist's mir!“ jehet es ihr entgegen. Wärbete erichricht: „Nicht der Pape net dabein!“ Da hängen sich die zwei Mädchen weinend an: „Wärbete, 's isch' eppes passiert, eppes Nüchtlig!“ „Mit Eurem Pape?“ „Mei, net mit der Linda und dem Andreotti. Mer hänt's entdeckt, weil sie uns scho' lang verdächtig gwe isch', no hänt mer ihre Chiffoniere aufbroche!“ „Wo?“ „Sie hänt 's Verhältnis mitenander, scho' über e Natr, und der Pape hat 's ihr g'fahet, und hat se schlaae wolle, und da isch' sie wegg'losse, mitten in der Nacht, und der Pape isch' ganac inne, und sie komme beide net!“

Wärbete ist totenblaß geworden. „mei aber, gibt es so Meniche? Und die Zuffete?“ „Die Zuffete hat g'weint und Ohnmachten kriegt und 's net glauwe wolle, aber man hänt ehr denn de Brief g'zeigt, ganze Ganze!“ „Wo isch' sie wieder trant worde?“ „No, und im Brief hat g'istande, es sei halt nur Vermöge von der Zuffete, was sie von der Götti hat, keine Ehre isch' schuld, daß er sie nehme muh, jonsch' hänt' er d'Linda wolle!“

„Na, rhu!“ Wärbete stucht aus, ganz roh und hänerlich in ihrer Entrüstung und Verwirrung. „So Meniche gibt's also? So kann 's gehe in der Welt? So kann mer b'abille werde? Rini, so eppes Schüchli!“ Sie lacht nach dem Gut und legt ihn langsam auf den Tisch, er drückt ihr pföglisch den Stoff. „A will mol 'ne'gebe zu der Zuffete! 's isch' mer in die Weine g'fahre, i kann jeket net aufstehle. Uu, weger!“ Und während sie müden Schrittes nach der Tür geht, hinter der es jammert und schuchst, wiederholt sie kochend und halb gelähmten Geistes: „So gibt's Meniche? So eppes passiert in der Welt? Zuffete's gawe Schweschter, Bräutigam gawe sei Braut - rhu! pui! Wo dari mer niemand traue? Niemand?“

Es wird ihr plötschlich so einsam und öd' und es ist unheimlich in der Welt.

Und wie ein großer, häßlicher Lichtlöcher ist es auf ihre Freude gefallen.



Pierre Corneille. Der Einfluß des französischen Dramas auf die einschlägige Literatur in Deutschland ist eine Tatsache, mit der wir uns von Fall zu Fall zu beschäftigen haben, so selbständige Wege der Gestaltung auch das moderne Drama eingeschlagen hat. Im 17. und 18. Jahrhundert war jener Einfluß auf die Literatur aller Nachbarländer, die deutsche Dichtung mit einbegriffen, noch viel mächtiger. Er fand seine Erklärung in der eigentümlichen Form der Ausbildung des französischen Dramas. Dieses hat folgende Entwicklung gehabt: Zuerst wurde es in der Mitte des 16. Jahrhunderts durch die spanische und italienische Literatur, dann aber auch von den Werken des klassischen Altertums beeinflusst. Italienische Schauspielergesellschaften gaben seit 1518 in Frankreich italienische Schauspieler. Noch später übt die altklassische Literatur ihren Einfluß. Von hier geht das eigentliche französische Drama aus. Das Trauerspiel „Sophonisbe“ von Mairet (1629 geschrieben und wahrscheinlich auch im gleichen Jahre aufgeführt) ist das erste französische Stück, das unter Beobachtung der sogenannten „Regeln“ verfaßt wurde. Es kann also wohl als Anfangspunkt der neueren französischen Tragödie gelten. Was diese „Regeln“ angeht, so waren sie viel früher da, als das Drama überhaupt. Aristoteles war der Theoretiker gewesen.

Corneille wurde 1606 zu Rouen (Normandie) geboren. Im dortigen Jesuiten-Kollegium mit gelehrter Bildung erfüllt, wollte er Advokat werden, ließ aber davon ab, weil er ein wenig vornehmeres Leben hatte und der Rednergabe ermangelte. Liebe machte ihn zum Dichter. Im Alter von 23 Jahren schrieb er seinen ersten dramatischen Versuch: ein Schauspieler „Melita“. Der Schauspieler Mandory nahm sich des Stückes an, führte es ohne den Namen des Verfassers zu nennen, in Paris auf — später sogar mit eigener Gesellschaft — und es dauerte nicht lange, so gab es einen gewaltigen Erfolg. Corneille schrieb ein zweites, ein drittes Stück. Keines war dramatisch von Belang, auch „die Witwe“ (La Veuve ou le Trätre) nicht, obwohl ihm zahlreiche Lobspriiche von zeitgenössischen Dichtern zuteil wurden, die drei Jahre später Corneille's Weider und bissigen Gegner waren. Aber ein gutes, wenn man es so nennen kann, hatte „die Witwe“ doch: Kardinal Richelieu, die allmächtigste Eminenz, wurde auf Corneille gelenkt. Fortan gehörte dieser zu der Gesellschaft der „cinq Auteurs“, die nach Richelieus Angaben und Entwürfen Dramen auszuarbeiten hatten. Corneille erhielt 600 Livres (etwa 180 Mark nach heutigem Gelde) Pension; hatte aber doch Freiheit zu eigener dichterischer Betätigung. In dieser Zeit — zwischen 1634 bis 36 — schrieb er mehrere Stücke, die aber trotz günstigen Urteils der zeitgenössischen Kritik keine wesentlichen Fortschritte aufweisen. 1635 schrieb er auch seine erste Tragödie „Medea“. Aber der geringe Beifall bestimmte Corneille, sich von antiken Stoffen abzuwenden und wieder zur Komödie zurückzukehren. Er hatte bis zu seinem 30. Lebensjahre 8 Dramen (Schauspieler, Komödien, Tragödien, Zauberpossen) geschaffen, aber doch nichts erreicht. Die Vollkraft seines Talents kam erst zur Geltung, als es ihm gelang, Stoffe zu finden, welche nicht bloß ihm, sondern, was doch die Hauptsache war, dem französischen Nationalcharakter zusagten. Die 11 Dramen der zweiten Schaffensperiode Corneilles sind fast sämtlich historische Tragödien. Die meisten führen uns historisch bemerkenswerte Persönlichkeiten und politisch wichtige Verhältnisse vor. Corneille liefert darin glänzende Bilder, namentlich aus dem römischen Altertum in erhabener oft pompastischer Ausdrucksweise, der ja wohl auf die Franzosen, nicht aber auf die deutschen Hörer und Leser wirkt. Mißerfolg war dem Dichter auch mit diesen Stücken beschieden, weshalb er sich entschloß, der dramatischen Produktion zu entsagen. Mitbestimmend hierfür mochten auch seine äußeren Lebensverhältnisse gewesen sein. Die Verbindung mit Richelieu war nicht von langer Dauer. Schon 1638 ließ sich Corneille wieder in seiner Heimatstadt nieder. Im folgenden Jahre verlor er den Vater. Nun lag ihm die Sorge für seine unerwachsenen Geschwister ob. Und doch beschränkte sich sein Einkommen außer den Bezügen zweier unbedeutender Kommunalrenten lediglich auf die Zuwendungen, die er für die Widmung seiner Schriften und von den Theaterunternehmern für die Aufführungen seiner Dramen vor deren Drucklegung erhielt. Gleichwohl heiratete er ein Jahr später. 1647 wurde er Mitglied der Akademie, lebte aber in stiller Zurückgezogenheit weiter und befaßte sich mit der metrischen Uebersetzung von Thomas a Kempis' „Leiden Christi“ (13200 Verse) und theoretischen Untersuchungen über das französische Drama, speziell über seine eigenen (Discours sur

la tragédie). Fünf Jahre lang blieb er ohne jegliche Verbindung mit dem Theater. Erstern 1648 kam aber Moliere mit seiner Schauspieltruppe nach Rouen und gab auch eine Reihe von Corneille'schen Dramen. Dieser Umstand, mehr aber wohl die Aufforderung des Ministers und Generalintendanten Fouquet veranlaßte Corneille sich wieder der Bühne zuzuwenden. Wieder übersiedelte er nach Paris, wo er während 12 Jahren 11 Dramen schrieb. In ihnen zeigte sich aber schon die Abnahme seiner poetischen Kraft. Zu dem allen kam noch, daß ihm die materiellen Mittel gebrachen, deren er für seine Familie benötigte. Zwar bezog er von Ludwig XIV. 2000 Livres Jahrespension; aber nicht lange, da sie ihm schon 1670 entzogen wurde. Oft zwang ihn die Not, als Bittender zu erscheinen, wie viele Belege an den König — in Poesie und Prosa — beweisen. Kurz vor seinem Ende mußte sich Corneille in bitterem Elend befinden haben, weshalb Voltaire, der immer sein Feind gewesen, erklärte, auf seine Pension zu verzichten, wenn Corneille in Bedrängnis wäre. Der König schickte ihm zwar am 28. September 1684 noch 200 Louisd'or (etwa 3200 Mark) aber der Dichter starb schon zwei Tage darauf, in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober. Er hat im ganzen 12 Komödien, 22 Tragödien und 92 Gedichte geschrieben. Dazu kommen noch zahlreiche metrische Uebersetzungen, Abhandlungen usw. c. k.

Wie sollen wir Kunstwerke betrachten? Kunstwerke sind Schöpfungen produktiver veranlagter Menschen, die vermittelt einer besonderen künstlerischen Technik entstehen. Es besteht nun im allgemeinen wohl die Ansicht, daß gute Kunst absolut jedermann verständlich sein müsse. Das ist ein Axiom. Es gehört Übung, Fleiß und Selbsterziehung dazu, Kunstwerke richtig zu betrachten. Wenn wir das tun, wenn wir davon ausgehen, daß nichts dem Menschen als Geschenk in den Schoß fällt, sondern alles errungen werden muß, so kommen wir gleich zu dem Schluß, daß die, die sich eben nicht um das Erkennen des Künstlerischen mühen, sich selbst ausschalten aus den Reichen derer, die Genuß an der Kunst haben. Wenn wir die Natur genießen wollen, müssen wir zu ihr hingehen, sie aufsuchen, in ihr aufgehen, sie belauschen. Gerade so müssen wir es mit dem Kunstwerk tun. Es kommt nicht zu uns, sondern wir zu ihm. Und gerade wenn wir ehrlich sind, werden wir zugeben müssen, daß das primitive Verständnis an diesen Kunstwerken Genuß findet, deren Werte wir bei zunehmendem Verständnis bestreiten. Wir merken an uns selbst, daß wir uns entwickeln. Und das soll uns nicht irren machen.

Kunst und Natur werden oft zusammen genannt. Es heißt vielleicht, die Kunst sei die Nachahmung der Natur. Die Natur sei das Vorbild. Jedoch schließt das schon so viel verzwickte Fragen in sich, daß diese Aussage so viel wie nichts besagt. Denn wäre das so schlankweg der Fall, so wäre im Grunde die Kunst überflüssig. Wir könnten uns lieber an das Original halten. Was uns am Kunstwerk überrascht und fesselt, das ist die persönliche Arbeit. Ein Mensch spricht sich aus; ein Mensch ist ein Komplex von Empfindungen. Wie jeder seine Artteile für sich hat, so hat er auch seine Empfindungen für sich. Damit ist schon gesagt, daß jedes Werk eine individuelle Prägung zeigen wird. Die gilt es herauszuspüren. Wir sehen die Natur nicht gleich, sondern jeder sieht sie verschieden. Der Eine empfindet mehr das Großartige, der andere das Zierliche, der dritte das Dürbe und so fort. Und je nach dem Vorwalten der Tendenz in den Empfindungen spricht sich also in dem Werk die Persönlichkeit des Künstlers aus. Ganz besonders macht sich das bei der Malerei bemerkbar. Wenn hundert Menschen ein Landschaftsbild betrachten würden, so ist zehn gegen eins zu wetten (und das ist praktisch nachgewiesen und in den Schulen macht es sich bei den Kindern bemerkbar), daß die Beschreibung des Gesehenen nicht etwa eine übereinstimmende Darstellung, sondern ein ganz verschiedenes Bild ergeben wird. Die Unterlage ist die gleiche. Aber die Nuancen, die Einzelheiten ändern sich. Es ist ein Aberglaube, daß ein Normalmaß existieren müsse. Und ebenso wie es Menschen gibt, denen überhaupt die Kunst nichts sagt, die eben für andere Dinge geschaffen sind, gibt es noch innerhalb des kunstfreundlichen Publikums reichlich Abtönungen in der Ausnahmefähigkeit des künstlerischen Eindrucks. In diesem Sinn also muß man sagen: Die Natur ist dem Künstler nur Mittel, nicht Selbstzweck. Die Kenntnis der Natur als Unterlage des künstlerischen Schaffens ist darum unentbehrlich, doch nicht das Ausschließliche. Darum darf man sich nicht von dem Inhalt blenden lassen. Der Inhalt ist nur

das Mittel, durch das die Persönlichkeit sich zu erkennen gibt.

Mit diesem persönlichen Moment ist es nicht getan. Der Künstler muß fähig gewesen sein, seine Anschauung mit technischen Mitteln vollendet zur Darstellung zu bringen. Der beste Wille entscheidet uns nicht für das Können. Und eben indem wir dieses Können wahrnehmen, löst sich ein Gefühl der Befriedigung und Freude in uns los. Es ist uns, als hätte uns ein innerlich reicher Mensch in eine Welt, die wir bisher nicht so gesehen haben, in welcher Weise der Künstler das erreicht hat, das wir dem Laien naturgemäß nie ganz klar werden. Das ist der technische Prozeß zu schwierig. Aber er hilft eben das eingehende und liebevolle Betrachten guter Kunstwerke nach und nach allmählich immer näher an den Künstler heran. Inwiefern das dem Künstler gelungen ist, persönliche Anschauung in seiner Technik zur Darstellung zu bringen, das gibt uns dann den Wertmaßstab in der Schätzung des Künstlers. Damit lernen wir auch allmählich das, was man mit Materialfreude bezeichnen kann. Die rein sinnliche Freude an dem geschmackvoll verwandten Material, an der Farbe, an dem Stein, dem Holz, dem Eisen. Wir fühlen die Schönheit des Materials und die Energie des Geistes, die das Material formt, und das gibt uns den Genuß. Was dargestellt ist, das ist für uns nicht so entscheidend, wie diese Art in der Bewältigung des Materials, so daß das Tote, der Stoff, hier dem Lebenden dient, dem Kundigen persönliche Anschauung.

Die Anschauung ist nun leider, namentlich in uns Deutschen, durch die Erziehung in der Schule, die persönliche Anschauung, das Sehen sehr kümmerlich. Wir haben uns mit Wissen überbitten und das Auge ist zu kurz gekommen. Wir lernen aus Büchern, wie ein Ding aussieht, und wenn wir uns in der Natur begegnen, vergleichen wir es mit dem, was wir schon von ihm wissen. Diese traditionelle Methode hat unsere lebendige Anschauung stark kümmerlich lassen. Es ist auch da die Probe gemacht worden, und mit Schrecken hat man wahrgenommen, wie abgestumpft unsere Sinne geworden sind. Gegen müssen wir uns wehren und uns immer neu erziehen, unsere Umgebung genau zu betrachten, das Charakteristische herauszuholen. Dann haben wir auch immer mehr Freude am Dasein selbst, das uns in reicherer Fülle entgegentritt. Und immer wird uns so schärfer, gewinnen wir unwillkürlich einen reichen Vorrat von Vorstellungen, die uns ein unverlierbarer Besitz sind. Dieser Besitz stattet uns die Kontrolle, wenn wir nun vor ein Bild, eine Statue treten.

Haben wir so als den einen Grundpfeiler der Kunstbetrachtung die Natur bezeichnet, so gibt uns andererseits die Geschichte der Kunst ein reiches Anschauungsmaterial, uns allgemach im Sehen zu bilden. Dabei kommen wir bald auf ein neues Moment: wir sehen die vielfachen, im Stil so verschiedenen Kunstwerke; alle bestehen nebeneinander; die Fülle verwirrt uns. Wir müssen uns etwas machen, daß zu all diesen Werken ein Hintergrund gehört, die Kultur, womit wir die Gemeinamen des gesamten Lebens eines bestimmten Volkes ergreifen. Jedes Werk erwächst aus einer solchen festbegrenzten Kultur und wir lernen es richtig verstehen, indem wir es auf diesem Hintergrund ordnen. Die babylonische, die ägyptische, die griechische, die römische, die italienische Welt — alles sind Kulturen, die ihre spezielle Kunst haben. In Architektur, Plastik, Kunstgewerbe, Malerei — dies die natürliche Reihenfolge der Künste — hat die Welt ihre Formen gehabt, deren Wesen sich mit dem Inhalt der Zeit deckt. Zudem wir diese Welt im Betrachten der Kunstwerke durchwandern, bereichern wir ebenfalls unsere Anschauung und erkennen die Vielfältigkeit der Mittel, den Reichtum der Stile. Dabei aber müssen wir uns freibleiben von dem Verlangen, nun in der Kunst unserer Zeit das Gleiche sehen zu wollen, was uns die Werke der Vergangenheit zeigten, ein Fehler, in dem die kunsthistoriker leicht verfallen, dessen Nachwirkung schlimmen Einfluß auf unsere Gegenwartskunst ist gewann, indem wir statt eigener Werke eine Einanderfolge sämtlicher Stile der Vergangenheit erleben, wovon unsere Gegenwartskunst energiegelad befreit hat und noch befreit.

Die Kunst erscheint uns vielleicht oft als ein Luxus. Aber wenn wir bedenken, daß wir jetzt bei den primitivsten Völkern, ja selbst bei den Tieren, diesem Trieb begegnen, zu schmücken, so sehen wir wohl leicht ein, wie auch die künstlerische Betätigung mit unserem Leben verschmolzen ist, ja daß sie im kulturellen Sinne Leben selbst ist.

Nachdruck des Inhalts verboten!